**Zeitschrift:** Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

**Herausgeber:** Verband Schweizerischer Privatschulen

**Band:** 28 (1955-1956)

**Heft:** 10

**Artikel:** "Das Bäumchen im Herbst" : Ein Kindergedicht oder ein Gedicht für Erwachsene?

**Autor:** Reinhard, Walter

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-851366

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Schweizer Erziehungs-Rundschau

ST. GALLEN Nr. 10, Seite 189—216 JANUAR 1956

# «Das Bäumchen im Herbst»*

## Ein Kindergedicht oder ein Gedicht für Erwachsene?

von Walter Reinhard

Eines der schönsten Gedichte von *Alfred Huggenberger* trägt den Titel «Das Bäumchen im Herbst». In ihm wird ausgesprochen, was einem armseligen, unter ungünstigen Bedingungen aufgewachsenen Apfelbäumchen zur Herbstzeit widerfahren ist. Wer es liest, denkt unwillkürlich an das liebe alte Kindergedicht «Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt» von Friedrich Rückert. So schlicht, so gemütvoll, so anschaulich und bildhaft deutlich wie dieses ist auch Huggenbergers «Bäumchen im Herbst». Also ein neues Kindergedicht, ein gutes, echtes, das weiteste Verbreitung finden sollte? Gut und echt, gewiß. Und weiteste Verbreitung, ja. Aber ein Kindergedicht? Das wäre erst noch zu beweisen, obwohl es in einem Lesebuch für das sechste Schuljahr anzutreffen ist und Jugendliche sich von ihm angesprochen fühlen. Es könnte ja zu Unrecht in dieses Buch hineingeraten sein: dann nämlich, wenn sich herausstellen sollte, daß der Dichter in ihm eine *Lebenserfahrung* ausspricht, also eine Erfahrung, die ein Kind noch gar nicht gemacht haben kann, und für deren Verständnis ihm alle Voraussetzungen fehlen.

Wie verhält es sich nun mit dem «Bäumchen im Herbst»? Ist es ein Gedicht für Kinder oder für Erwachsene? Vermag es am Ende beiden etwas zu geben? Um diese Frage beantworten zu können, muß man es *verstehen*, muß man seinen *Sinn* oder *Gehalt* erfaßt haben. Sein Gehalt erschließt sich aber nur dem, der nicht einfach flüchtig über die Zeilen hinweggleitet, sondern in sie hineinhört und aus ihnen statt der eigenen Stimme jene des Dichters zu vernehmen hofft. So wollen wir denn auf die Frage hin, für wen es bestimmt sei, das Gedicht noch einmal lesen und die Mühe nicht scheuen, uns das Gelesene schrittweise zu vergegenwärtigen. Es wird sich dann zeigen, ob wir es bisher selber recht verstanden haben.

*Das Bäumchen im Herbst*

Nun stehn die Bäume wieder leer,
Sie haben heuer brav getragen,
Es ächzte unter Säcken schwer
Gar mancher klotzige Bauernwagen.

Ob fast zu viel des Segens war,
Es blieb doch kaum ein Früchtlein stehen,
Und strahlend hat manch Augenpaar
Zur goldnen Last emporgesehen.

Ein Bäumchen nur am Wegesrand
Trägt noch sein Gut auf müden Zweigen,
Es ist, als wollt' es einer Hand
Sich fromm und still entgegenneigen.

Der Reif hat ihm das Blust versehrt,
Der Sturm wollt' ihm die Krone spalten,
Es hat sich zäh und hart gewehrt,
Die kleinen Früchte festzuhalten.

Von Sommers stäter Glut bedrängt,
Mußt' tiefer es die Wurzeln senden,
Der magre Grund, verstaubt, versengt,
Konnt' ihm nur karge Nahrung spenden.

Dann sah es unter Sang und Scherz
Der Brüder Äste leichter werden,
Der Herbstwind strich den Rain entlang
Mit fremden, mürrischen Gebärden.

Das Bäumchen hoffte Tag um Tag.
Die weißen Nebel stiegen leise.
Manch Äpfelchen mit hartem Schlag
Fiel in die rauhen Karrengleise.

Und achtlos ist der Bauer heut,
Verächtlich gar, vorbeigegangen:
«Ein Narr, wen nicht die Mühe reut,
Ei, läßt man halt den Bettel hangen!»

Ich weiß nicht, ob das Bäumchen grollt,
Ob es sich schämt der armen Gaben —
Manch Herz, das Liebe geben wollt',
Muß stumm den Schatz in sich vergraben.

Es gibt sprachliche Kunstwerke, in denen der Dichter einfach für sich selber spricht, gleichgültig, ob ihm jemand zuhört oder nicht, von seinem Sprechen ergriffen ist oder nicht, ihm dankt oder nicht. Und es gibt andere, in denen er sich ausdrücklich an den Leser wendet, ihm etwas auszurichten hat, von ihm gehört werden möchte.

Huggenbergers «Bäumchen im Herbst» gehört zur zweiten Gruppe. Es ist deutlich an einen Leser gerichtet, will mitteilen und zu bedenken geben.

Dennoch ist es kein erzählendes Gedicht. Wäre es das, es müßte sich nacherzählen lassen. Gerade das aber dürfte niemandem gelingen. Auch ist es

*Alfred Huggenberger zum 88. Geburtstag am 26. Dez. 1955

nicht auf den Ton «Es war einmal», sondern auf das härtere «Nun» und «Heute» gestimmt, und was es mitteilt, gehört nicht der Welt des Märchens an, sondern jener Wirklichkeit, mit der wir uns täglich auseinanderzusetzen haben. Fast mutet es an wie ein Brief des Bauerndichters an seine Getreuen in der Stadt — wie ein Brief freilich, in dem nicht dies und das berichtet wird, sondern etwas ganz Bestimmtes, das den Schreiber bewegt, und das er nicht für sich behalten möchte.

Dieser Briefton ist am deutlichsten in der ersten Strophe zu vernehmen. Von ihr her breitet er sich über das ganze Gedicht aus.

Nun stehn die Bäume wieder leer,
Sie haben heuer brav getragen,
Es ächzte unter Säcken schwer
Gar mancher klotzige Bauernwagen.

Da ist zunächst von der *Obsternte* die Rede. Sie hat bereits stattgefunden, ist wieder einmal für ein Jahr vorüber. Und sie ist herrlich ausgefallen. Die Bäume haben wahrlich gut getragen. Der Dichter sagt «brav» statt «gut» und zieht uns damit ganz in seine bäuerliche Welt hinein. Wer zu hören versteht, vernimmt in diesem Wort jenes langgezogene, herzliche, meist zweimal hintereinander ausgesprochene «Brav», mit dem auf dem Lande ein treuer Hund oder ein wackeres Pferd für seine Leistung gelobt wird. Und doch könnten wir uns damit allein von der Größe der Ernte noch kein rechtes Bild machen. Darum fügt Alfred Huggenberger zum hörbaren noch ein sichtbares Zeichen hinzu, spricht er von den schweren Säcken und den klotzigen Bauernwagen, von denen gar mancher fahren mußte, bis der ganze Reichtum eingebracht war.

Aber nun gibt es — die dritte Strophe berichtet davon — in dieser Zeit nach der Lese auf einer der Wiesen etwas Merkwürdiges, ja Befremdliches zu sehen: ein Apfelbäumchen, das an herabhängenden Zweigen noch immer seine Früchte trägt. Der Dichter spricht von «müden» Zweigen und deutet damit an, daß es schon lange so dagestanden, mehr noch: so *gewartet* hat. Worauf gewartet? Darauf, daß auch ihm seine Gaben abgenommen werden möchten, daß also einer kommen würde, dem es sie schenken dürfte, und der an ihnen Freude hätte:

Ein Bäumchen nur am Wegesrand
Trägt noch sein Gut auf müden Zweigen,
Es ist, als wollt' es einer Hand
Sich fromm und still entgegenneigen.

Wie ist diese seltsame Erscheinung, dieser Widerspruch gegen die geheiligte bäuerliche Ordnung nur zu erklären? Wie kommt es, daß ein Bäumchen auch jetzt noch voller Früchte steht? Gewiß ist es vergessen worden. Aber diese Annahme vermag sich nicht lange zu halten. Ihr widerspricht die zweite Strophe mit ihrer Aussage, daß auch in diesem Jahr der Fülle eine sehr umsichtige, sehr gründliche und gewissenhafte Lese stattgefunden habe. Es wäre ja denkbar, daß der Bauer und seine Helfer — durch all den Reichtum übermütig geworden — es mit dem Pflücken nicht allzu genau genommen hätten. Doch der Dichter wehrt ab:

Ob fast zu viel des Segens war,
Es blieb doch kaum ein Früchtlein stehen,
Und strahlend hat manch Augenpaar
Zur goldnen Last emporgesehen.

Nicht Leichtsinn, sondern Freude, Dankbarkeit und sorgfältiges Pflücken sind also die Antwort auf die fast überreiche Ernte gewesen. Wie kann da ein Bäumchen einfach vergessen worden sein!

Wir wissen bereits vom ersten Lesen her, was in Wirklichkeit geschehen ist. Aber wir wissen es nicht genau, wissen es nicht so, daß wir das Schicksal des Bäumchens in seiner ganzen Tragweite erfaßt hätten. Darum gilt es jetzt — bei der Vergegenwärtigung — dem Text nicht vorauszueilen, sondern aufmerksam darauf hinzuhören, was Alfred Huggenberger sonst noch von diesem Bäumchen zu berichten weiß.

Es steht abseits, «am Wegesrand», nicht auf dem fetten Boden und in der guten Gesellschaft der anderen Bäume. Auch muß es, um überhaupt leben zu können, nach unten wachsen, statt nach oben, denn alle Mächte setzen ihm zu, die einem Baum gefährlich werden können: der Frost, die Hitze, der Sturm. Es ist ihnen ja auch völlig preisgegeben: so allein, auf magerem Grund und im offenen Gelände. Und jede schädigt es auf ihre Weise:

Der Reif hat ihm das Blust versehrt,
Der Sturm wollt' ihm die Krone spalten,
Es hat sich zäh und hart gewehrt,
Die kleinen Früchte festzuhalten.

Von Sommers stäter Glut bedrängt,
Mußt' tiefer es die Wurzeln senden,
Der magre Grund, verstaubt, versengt,
Konnt' ihm nur karge Nahrung spenden.

Dennoch trägt es Früchte, kleine unscheinbare Früchte, und versucht sie festzuhalten durch alle Bedrängnis hindurch — fest für den, der sie einmal ernten wird. Der aber achtet seiner nicht, sondern wendet sich andern Bäumen zu, jenen, die es gut getroffen haben im Leben und mit ihren Früchten Staat machen können. So muß es denn zusehen, wie diese ihre Last hergeben dürfen, wie sie ihnen abgenommen wird, ja wie dieses Abnehmen unter «Scherz und Sang» geschieht. Aber das Bäumchen ist geduldig. Es wartet und hofft, hofft auch dann

noch, als der Nebel aus den Wiesen steigt und ein rauher Wind zu wehen beginnt. Heute erst hat es sein Warten aufgegeben, denn heute hat sich jäh sein Schicksal enthüllt:

> Und achtlos ist der Bauer heut,
> Verächtlich gar, vorbeigegangen:
> «Ein Narr, wen nicht die Mühe reut,
> Ei, läßt man halt den Bettel hangen!»

Das Bäumchen ist also nicht vergessen, es ist, was schwerer wiegt, *übergangen* worden, aber auch dies nicht so, wie wir es schon oft mitangesehen oder am eigenen Leib erfahren haben. Die bekannte, ungefährliche, wenn auch nicht schmerzlose Art des Übergangenwerdens setzt voraus, daß wir die Hand ausstrecken, um etwas zu *empfangen*, daß wir etwas bekommen möchten von den Schätzen, die einer zu verteilen hat. Der kann dann geflissentlich an uns vorbeigehen, kann die andern vor uns und nach uns beschenken, wenn er die Reihe derer abschreitet, die auf eine Gabe hoffen.

Hier aber ist das Gegenteil der Fall. Das Bäumchen möchte *geben*, nicht empfangen. Doch nun geschieht das Furchtbare, daß seine Gaben verschmäht werden, ja daß gerade der es stehen läßt, für den es sie erkämpft und aufgehoben hat. Es ist also umsonst dagewesen für ihn, ist durch seine Schuld um die Erfüllung seines Lebenssinnes gebracht worden.

Mit der achten Strophe, die knapp und klar dieses Schicksal ausspricht, erreicht das Gedicht seinen Höhepunkt. Mit ihr endet zugleich sein erster, berichtender Teil. Der achten aber folgt eine neunte und letzte Strophe, die für sich allein das Gewicht eines ganzen zweiten Teiles besitzt. In ihr gibt der Dichter seine Zurückhaltung auf, sagt er «ich», nimmt er Stellung zu dem, was er berichtet hat:

> Ich weiß nicht, ob das Bäumchen grollt,
> Ob es sich schämt der armen Gaben —

Der Dichter weiß, was dem Bäumchen widerfahren ist. Er kennt seine Lebensgeschichte, kennt die Verhältnisse, unter denen es aufgewachsen ist. Aber *eines* vermag er nicht zu sagen: Er weiß nicht, wie das Bäumchen sein schweres Schicksal *trägt*. Es ist ihm äußerlich nichts anzusehen. Auch hat es nichts gesagt oder getan, woraus etwas geschlossen werden könnte.

Warum spricht denn der Dichter noch weiter? Was hat er noch zu sagen, wenn ihm gerade das verborgen bleibt, was er und wir am liebsten wissen möchten? Etwas sehr Bedeutsames, *das*, um dessentwillen er überhaupt zur Feder gegriffen hat. Er hält denn auch einen Augenblick inne, bevor er es ausspricht, schaut uns nachdenklich an, ehe er uns anvertraut, was ihm, dem Bauer unter Bauern, als Lebenserfahrung zuteil geworden ist:

> Manch Herz, das Liebe geben wollt'
> Muß stumm den Schatz in sich vergraben.

Manch Herz — das heißt hier doch so viel wie: mancher Mensch. Was ist also mit diesem Satz gemeint? Er klingt wie ein Sinnspruch, und doch wäre er für sich allein wohl kaum zu verstehen. Im Gefüge des Gedichts, vor allem von seinem ersten, berichtenden Teil her, aber ist sein Sinn nicht schwer zu erfassen. Was könnte er denn aussagen, wenn nicht die schmerzliche Wahrheit, daß mancher Mensch sein Bestes für sich behalten, daß er «seinen Schatz stumm in sich vergraben» muß, weil niemand ihm seine Gaben abnimmt, ja gerade der sie verachtet, für den sie bestimmt waren, und den sie hätten glücklich machen können.

Da wird also plötzlich vom Menschen gesprochen. Und nun geht uns auch auf, daß eigentlich schon immer von ihm die Rede war: daß es *menschliches Schicksal* ist, von dem der Dichter zeugen und für das er uns die Augen öffnen möchte. Kurz: es geschieht von diesem Schlußsatz her, daß durch das Bild des «Bäumchens im Herbst» das Bild des Menschen durchzuscheinen beginnt.

Dies ist freilich nur darum möglich, weil der Dichter das, was dem Bäumchen widerfahren ist, uns ja auch auf ganz bestimmte Weise sagt — eben so, daß es nur noch eines solchen Spruches bedarf, bis wir merken, *wer* mit dem Bäumchen eigentlich gemeint ist.

Was hat sich denn in Wirklichkeit ereignet? Doch wohl nichts anderes, als daß ein Bauer, der sich einer herrlichen Obsternte erfreuen durfte, darauf verzichtet hat, auch noch die kleinen Äpfel eines verkümmerten Bäumchens am Straßenrand abnehmen zu lassen. Er mag dabei mit seinen Knechten an diesem Bäumchen vorbeigegangen sein und eine abfällige Bemerkung gemacht haben. Dem Dichter aber wird diese unbedeutende Begebenheit zum Stoff, daran er eine Lebenserfahrung aussprechen darf.

Ist bei dem, was sich tatsächlich ereignet hat, der Bauer die Hauptperson des Geschehens, so wird es im Gedicht das Bäumchen. Ihm wird ein Unrecht zugefügt, und es erlebt dieses Unrecht wie ein Mensch. Auch sonst legt ihm der Dichter menschliche Züge bei: So läßt er es müde werden vom langen Tragen, sich für seine Früchte wehren, das festliche Getue um die andern Bäume miterleben, geduldig warten und bis zuletzt hoffen, daß auch für es der Augenblick kommen werde, da jemand dankbar seine Früchte pflückt.

Auch Naturvorgänge sagt der Dichter so aus, daß sie menschliche Verhältnisse zu umschreiben vermögen. Was ist nicht alles zum Ausdruck gebracht, wenn in den beiden ersten Zeilen der vierten Strophe vom Bäumchen berichtet wird:

Der Reif hat ihm das Blust versehrt,
Der Sturm wollt' ihm die Krone spalten.

Wir denken an einen Schaden, der einem Menschen schon früh das Dasein verbittert hat, an enttäuschte Hoffnungen und entzauberte Idealbilder, denken an all die Mächte, von denen einem jungen Leben der Untergang droht.

Oder nehmen wir die ersten Verse der dritten und dazu die fünfte Strophe. Kann man eine harte Jugend besser im Bilde aussprechen, als es hier geschieht — eine Jugend, der es am rechten Mutterboden, an Liebe und Geborgenheit fehlt, und die sich in engen Verhältnissen kaum zu entfalten vermag?

Die Meinungen mögen darüber auseinander gehen, was mit der einen oder anderen Aussage gemeint sein könnte, und es wäre verkehrt, ins Einzelne zu gehen, statt das Bild in seiner Gesamtheit zu betrachten. Aber darin stimmen sie doch wohl überein, daß hier von menschlicher Bedrängnis, von Draußenstehen-müssen und Benachteiligt-sein, von Sorgen und Schicksalsschlägen aller Art die Rede ist.

Damit ist die Bedeutung der letzten Strophe und ihr Vorgebildet-sein in der Sprechweise der übrigen Strophen hinlänglich dargetan. Dagegen ist es nötig, noch einmal auf ihren *Sinn* zurückzukommen. In ihr wird von *Liebe* gesprochen:

Manch Herz, das Liebe geben wollt'
Muß stumm den Schatz in sich vergraben.

Das Wort «Liebe» aber darf nicht einfach mit «sein Bestes» gleichgesetzt werden, obwohl dadurch das Verständnis dieses letzten, bedeutungsvollen Satzes erleichtert wird.

Da das Gedicht mit diesen Zeilen schließt, wären wir auf Vermutungen angewiesen, wenn uns Alfred Huggenberger nicht auch eine schöne Erzählung geschenkt hätte, in der ein Herz, das Liebe geben wollte, seinen Schatz stumm in sich vergraben muß — die Erzählung «Mädeli» in seinem Buch «Der Kampf mit dem Leben».

Da ist von einem Bauer die Rede, dem plötzlich seine Frau gestorben ist, und der erst jetzt — zu spät — erkennt, was er an ihr versäumt hat. Mitten auf dem Acker, beim Erdäpfelaushacken, ist sie vom Schlag getroffen worden, und an einem Apfelbäumchen in der Nähe hat sie sich zuerst festhalten wollen.

«Mein erster Schatz» — so lautet das Geständnis des Helghofers Jakob Frehner — «ist sie nicht gewesen. Sie hat, wie man sagt, 'nicht gezogen'. Der Leberfleck auf ihrer Wange hat sie als Mädchen viel stärker entstellt als später, wo er ja sozusagen ganz erloschen ist. Von der Schlimmäugigkeit vieler andern, die einen mit kleinen Künsten dumm machen können, hat sie nichts an sich gehabt. Wenn man an ihr vorbeiging und sie beim Grüßen ansah, war es oft, als wollte sie sich ganz hinter sich selber verbergen, als möchte sie sagen: 'Was willst du mit deinen Augen? Du meinst ja doch nur meinen Fehler . . .'».

Dennoch hat sie der Helghofer Bauer geheiratet und ist glücklich geworden mit ihr. Die 9000 Franken, die ihr Götti ihr schuldete, in dessen Haus sie als Waise aufgewachsen war, ein paar Tänze, die er an einem Kilbiabend mit ihr machte, nur weil ein Bursche des Dorfes ihm bei einem anderen Mädchen zuvorgekommen war, und ihre natürliche, schlichte Art des Gernhabens mögen ihn dazu bewogen haben.

Das Glück, das er bei ihr fand, war nicht zu verachten, aber nüchtern. Es bestand darin, daß sie das Hauswesen in Ordnung hielt, ihm drei kräftige Buben schenkte und trotz ihres Alters — sie war wenige Jahre jünger als er — ihm in allen Feldarbeiten in nichts nachstand. Und eben daran, an dieser nüchternen Art des Glücks, war er selber schuld. Wo immer Mädeli — so hatte er als Junggeselle und dann als Bräutigam die Erwählte genannt — sich ihm anschmiegte, wo immer es in zutulich herzlicher Art sich seiner Liebe vergewissern wollte, da fand er nur ein täppisches und verletzendes Wort. Nach der Heirat aber war es auch mit dem Kosenamen «Mädeli» vorbei. Seine Frau hieß bei ihm nur noch die Mäde. Er sah in ihr die Genossin harter Arbeit — als solcher konnte er ihr die Achtung nicht versagen — sonst nichts. So oft sie auch darum bettelte, wieder einmal Mädeli genannt zu werden — er brachte es nicht übers Herz, ihr diesen kleinen Gefallen zu erweisen.

«Den vierzigsten Jahrestag unserer Hochzeit haben wir mit einem ordentlichen Schmaus gefeiert. So etwas darf man sich wohl erlauben, wenn einem alles so überaus gut gelungen ist. Ein Krüglein Wein ist auch auf dem Tisch gestanden. Meine Frau hat rote Bäcklein bekommen. An das Mal hat damals wirklich kein Mensch mehr gedacht; es ist ja auch zu jener Zeit fast nicht mehr sichtbar gewesen. 'Heut könntest du mir aber wieder einmal *Mädeli* sagen', hat sie mich gebeten. Was geb' ich ihr darauf zurück? 'Jetzt kommst du wahrhaftig noch einmal mit dem Blödsinn daher! *Du alte Mäde du!*'»

Dann wurde seine Frau vom Schlag getroffen. Sie ist nicht gleich gestorben. Nur die Rede blieb ihr versagt. Mit den Augen bettelte sie ihn noch — er wußte wohl um was. Aber auch jetzt blieb sein Mund verschlossen. Das liebende und erlösende Wort kam nicht über seine Lippen.

Nun wissen wir endlich, wie das Wort zu verstehen ist:

> Manch Herz, das Liebe geben wollt'
> Muß stumm den Schatz in sich vergraben.

Wir wissen jetzt auch, woran wir etwa denken dürfen, wenn wir in unserem Gedicht jene Strophen lesen, in denen Alfred Huggenberger auf die Lebensgeschichte des Bäumchens zu sprechen kommt. Eine Waise ist das Mädeli gewesen, und einen Leberfleck hat es besessen, der es entstellt und ihm gerade jene Zeit zur Qual gemacht hat, die für es die schönste hätte sein können: die Zeit der aufkeimenden Liebe.

Dennoch trifft das Bild vom Bäumchen im Herbst nicht ganz auf sein eigenes Schicksal zu. Das Mädeli ist nicht in gleicher Weise übergangen worden wie jenes Bäumchen, dessen Früchte der Bauer geringschätzig zurückwies, nachdem er jene der andern Bäume mit Dank und Freude entgegengenommen hatte. Der Helghofer Jakob Frehner hat das Mädeli nicht sitzen lassen und ihm eine schönere, eine jüngere oder kräftigere Frau vorgezogen. Er hat es gewissermaßen in ihm selber übergangen, hat jene besondere und höchste Gabe verschmäht, die es ihm zu bieten hatte: die Liebe.

Das ist nun freilich auch Tragik, daß einem Menschen gerade das Köstlichste, was er zu geben hätte, nicht abgenommen wird, während ihm für das andere, an Rang Geringere, das er mit vielen teilt, eine gewisse Achtung nicht versagt bleibt. Nicht minder tragisch und nicht minder häufig ist jener Fall, daß von einem Menschen, sei er Mann, Frau oder Kind, etwas verlangt wird, was er nun einmal nicht leisten kann, während gerade das, was er wirklich geben könnte und gerne gäbe, auf keine Gegenliebe stößt.

Hier mag sich dann auch jene Tragik ereignen, für die das Bild vom Bäumchen im Herbst völlig zutrifft, und die darin besteht, daß nicht etwas Bestimmtes in einem Menschen, sondern ein Mensch selbst übergangen wird, und zwar ein Mensch, der Liebe geben will. Da ist etwa ein Mädchen, dem es einfach schwer fällt, jene Verrichtungen im Haushalt zu besorgen, die die Mutter mit gutem Recht von ihm verlangt. Es verhält sich unaufmerksam und macht ständig alles verkehrt. Die Strafe bleibt denn auch nicht aus, und nach vielem Strafen geschieht es, daß das Kind verachtet wird, ja daß es neben seinen Geschwistern überhaupt nicht mehr zählt. Dabei könnte aber seine Mutter von ihm etwas bekommen, was seine wacheren, kühleren, mit schärferem Verstande ausgerüsteten Brüder und Schwestern ihr nicht zu geben vermöchten: viel Liebe, viel Wärme und freundliche Aufmerksamkeit.

Und nun stellen wir noch einmal die Frage, von der wir ausgegangen sind: Ist das Kunstwerk, das wir zusammen betrachtet haben, ein Gedicht für Kinder oder für Erwachsene? Die Antwort wird lauten müssen: Es hat beiden etwas zu geben. Sicher wendet es sich in erster Linie an Erwachsene. Wenn ihm auch nicht die geringste Absicht anzuspüren ist, so will es doch *wirken*, will es uns die Augen öffnen für menschliche Tragik, auf daß wir uns von Schuld freihalten oder Versäumtes gutmachen dürfen, ehe es zu spät ist.

Aber auch *Jugendliche*, nicht Kinder im Primarschulalter, sollen es lesen und den Blick des Dichters auf sich gerichtet fühlen. Nur versteht es sich von selbst, daß sie beim Lesen *geführt* werden müssen, wobei die vornehmste Aufgabe des Lehrers darin besteht, in ihnen die Ehrfurcht vor dem Text zu wecken und zu pflegen. Was aber die Lebenserfahrung betrifft, die in diesem Gedicht Gestalt gefunden hat, so wird sich zeigen, daß auch bei jungen Menschen schon etwas davon vorhanden ist. Daß es wehtut, vom Lehrer nicht gefragt zu werden, wenn man eine gute Antwort zu geben hätte, hat wohl jeder schon erfahren. Einige aber mögen gar die Qual des beständigen, offenkundigen Übergangenwerdens kennen.

Im übrigen kann sich auch in der Schule ereignen, was im Elternhaus möglich ist: daß ein junger Mensch kaltgestellt wird, weil er das nicht geben kann, was verlangt werden muß, und das verachtet wird, was er geben könnte. Möge sich der Lehrer hüten, Gaben, nach denen er nicht gefragt hat — etwa die Früchte künstlerischer oder praktischer Begabung — abzulehnen oder gar verächtlich zu machen. Möge er vielmehr auch für sie ein Wort der Anerkennung haben. Er wird dann nicht selten erfahren dürfen, daß auf solche Bejahung hin auch jene Früchte zu reifen beginnen, die zu fordern er verpflichtet ist.

**Karl Ochsner**
Molkerei
Mörschwil-St. Gallen Telephon (071) 9 61 31